

Mary Berg

herausgegeben von Susan Lee Pentlin

Wann wird diese Hölle enden?



Mary Berg als junge Frau.
Das Foto befand sich unter den vier Alben
und einem Skizzenbuch,
die Glen Coghill 2014 bei einer Haushalts-
auflösung in Pennsylvania erwarb.

Mary Berg

herausgegeben von Susan Lee Pentlin

Wann wird diese Hölle enden?

Das Tagebuch der Mary Berg

Das Mädchen, das das Warschauer Ghetto überlebte

Aus dem Englischen von Maria Zettner

orell füssli Verlag

Inhalt

Bilder	8
Dank	9
Vorwort zur Ausgabe von 1945	12
Einleitung	17
Kapitel 1	
Das belagerte Warschau	39
Kapitel 2	
Beginn der Ghettozeit	68
Kapitel 3	
Das Leben geht weiter	85
Kapitel 4	
Untergrund	99
Kapitel 5	
Russische Bomben	110
Kapitel 6	
Typhus	119
Kapitel 7	
»Die Gewalttat an deinem Bruder«	133

Kapitel 8	
Das Grauen geht um	153
Kapitel 9	
Ein weiteres Jahr	165
Kapitel 10	
Der Frühling ist grausam	178
Kapitel 11	
Die Deutschen machen Bilder	191
Kapitel 12	
Die Privilegierten kommen ins Gefängnis	205
Kapitel 13	
Die Kinder machen einen Spaziergang	216
Kapitel 14	
Das Ende der jüdischen Polizei	231
Kapitel 15	
Die blutigen Zeiten sind zurück	247
Kapitel 16	
Internierungslager	263
Kapitel 17	
Der Aufstand im Ghetto	274

Kapitel 18	
Reise in die Freiheit	298
Anhang	
Anmerkungen	304
Bibliographie	323
Zeitgenössische Rezensionen von Mary Bergs Tagebuch	323
Literaturverweise	323
Zeitungsartikel	327
Audiovisuelle Quellen	328
Internetseiten und Datenbanken	329
Zeittafel	331
Index	333

Das belagerte Warschau

10. OKTOBER 1939

Heute werde ich fünfzehn.³⁴ Ich fühle mich sehr alt und einsam, obwohl meine Familie ihr Möglichstes getan hat, um aus diesem Tag einen echten Geburtstag zu machen. Sie haben mir zu Ehren sogar eine Makronentorte gebacken, was heutzutage ein ziemlicher Luxus ist. Mein Vater hat sich auf die Straße hinausgewagt und ist mit einem Strauß Alpenveilchen zurückgekommen. Als ich sie sah, konnte ich die Tränen nicht zurückhalten.

Ich habe schon so lange nicht mehr Tagebuch geführt, dass ich mich frage, ob ich überhaupt noch alles nachtragen kann, was passiert ist. Jetzt ist ein guter Moment, wieder anzufangen. Ich verbringe nämlich die meiste Zeit zu Hause. Alle haben Angst, nach draußen zu gehen. Die Deutschen sind hier.

Ich kann kaum glauben, dass es erst sechs Wochen her ist, seit meine Familie und ich im herrlichen Kurbad Ciechocinek waren und dort gemeinsam mit Tausenden anderer Gäste einen sorglosen Urlaub verbracht haben. Ich hatte ja keine Ahnung, was uns bevorstand. Den ersten Vorgeschmack auf unsere Zukunft bekam ich am Abend des 29. August, als ein lautes Geschmetter mit den neuesten Nachrichten aus einem riesigen Lautsprecher die Spaziergänger in den Straßen zwang, stehen zu bleiben. In jedem Satz kam das Wort »Krieg« vor. Aber die meisten Leute wollten partout nicht glauben, dass eine echte Gefahr bestand, und als die Stimme aus dem Lautsprecher verstummt war, war der Schrecken auch schon wieder von den Gesichtern verschwunden.

Mein Vater sah das anders. Er entschied, dass wir heim nach Lodz fahren müssten. In Windeseile standen unsere Reisetaschen fertig gepackt in der Mitte des Zimmers. Wir hatten ja keine Vorstellung davon, dass dies erst der Anfang von einem wochenlangen Hin und Her von einem Ort zum nächsten war.

Wir erwischten noch den letzten Zug, der zivile Fahrgäste nach Lodz brachte. Als wir ankamen, fanden wir die Stadt in heilloser Verwirrung vor. Ein paar Tage später wurde sie Ziel schwerer Bombardements durch die Deutschen. Immer wieder klingelte das Telefon. Mein Vater raste von einem Mobilisierungsbüro zum nächsten und bekam auf jedem einen andersfarbigen Zettel. An einem Tag stürmte Onkel Abie, der jüngere Bruder meiner Mutter, unerwartet bei uns zu Hause herein, um sich zu verabschieden, bevor er an die Front musste. Er war zerlumpt, schmutzig und unrasiert. Er trug keine Uniform; nur sein Militärkappi und der Tornister auf seiner Schulter wiesen ihn als Soldaten aus. Auf der Suche nach seinem Regiment war er schon von einer Stadt zur anderen unterwegs gewesen.

Die meiste Zeit verbrachten wir im Keller unseres Hauses. Als bekannt wurde, dass die Deutschen die polnischen Frontlinien durchbrochen hatten und sich Lodz näherten, brach unter der Bevölkerung Panik aus. Um elf Uhr nachts begannen Menschenmassen, in verschiedene Richtungen aus der Stadt zu strömen. Weniger als eine Woche nach unserer Rückkehr aus Ciechocinek packten wir wieder unsere sieben Sachen und machten uns erneut auf den Weg.

Bis unmittelbar vor den Stadttoren waren wir noch unschlüssig, welche Richtung wir einschlagen sollten – nach Warschau oder nach Brzeziny? Am Ende nahmen wir, gemeinsam mit den meisten der übrigen Juden aus Lodz, die Straße nach Warschau. Später erfuhren wir, dass die Flüchtlinge, die den polnischen Armeen auf ihrem Rückzug in Richtung Brzeziny gefolgt waren, fast bis auf den letzten Mann von deutschen Flugzeugen niedergemetzelt worden waren.

Zusammen hatten wir vier, meine Mutter, mein Vater, meine Schwester und ich, drei Fahrräder, die unseren wertvollsten Besitz

darstellten. Andere Flüchtlinge, die versuchten, Sachen mitzunehmen, die ihnen in ihrem bisherigen Leben etwas bedeutet hatten, waren gezwungen, sie unterwegs wegzuworfen. Auf unserem Weg fanden wir alle möglichen Gegenstände auf der Straße verstreut, von Pelzmänteln bis hin zu Autos, die stehen gelassen worden waren, weil sie kein Benzin mehr hatten. Wir hatten Glück und konnten von einem vorbeikommenden Bauern noch ein Fahrrad kaufen, für die utopische Summe von zweihundert Zloty³⁵. Wir hofften, auf diese Weise zusammen schneller vorwärtszukommen. Aber die Straßen waren verstopft, und allmählich wurden wir vollständig eingeschlossen von dem langsamen, aber stetigen Menschenfluss in Richtung Hauptstadt.

Kilometer für Kilometer war es dasselbe. In der furchtbaren Hitze verdorrten die Felder. Die riesige Staubwolke, die die Vorhut der Flüchtlinge aufwirbelte, fegte über uns hinweg, verhüllte den Horizont und bedeckte unsere Gesichter und Kleider mit mehreren Schichten. Immer wieder warfen wir uns mit dem Gesicht nach unten in die Gräben am Straßenrand, während uns die Flugzeuge in den Ohren dröhnten. In der Nacht loderten riesige rote Flecken vor dem schwarzen Himmelsgewölbe auf. Überall um uns herum erhoben sich die Feuer von brennenden Städten und Dörfern.

Als wir in Lowicz ankamen, war die Stadt eine einzige gewaltige Feuersbrunst. Brennende Holzscheite fielen den Flüchtlingen auf den Kopf, während sie sich durch die Straßen kämpften. Umgestürzte Telefonmasten versperrten uns den Weg. Die Gehwege waren überhäuft mit Möbelstücken. Viele Menschen kamen in den furchtbaren Flammen um. Der Gestank von versengtem Menschenfleisch verfolgte uns noch lange, nachdem wir die Stadt wieder verlassen hatten.

Am 9. September waren die Essensvorräte, die wir von zu Hause mitgenommen hatten, aufgebraucht. Unterwegs gab es überhaupt nichts. Vom Hunger geschwächt, fiel meine Mutter auf der Straße in Ohnmacht. Ich sank heftig schluchzend neben sie, aber sie gab kein Lebenszeichen von sich. Wie in Trance lief mein Vater voraus, um

etwas Wasser zu beschaffen, während meine jüngere Schwester stocksteif dastand, als wäre sie gelähmt. Doch es war nur ein vorübergehender Schwächeanfall.

In Sochaczew konnten wir ein paar saure Gurken und Schokoladenkekse, die nach Seife schmeckten, auftreiben. Das war alles, was wir den ganzen Tag über zu essen hatten. Einen Schluck Wasser zu finden, war fast genauso schwer, wie sich Essen zu besorgen. Alle Brunnen am Wegrand waren ausgetrocknet. Einmal stießen wir auf einen Brunnen mit trübem Wasser, aber die Dorfleute warnten uns, wir sollten lieber nicht davon trinken, weil sie sicher waren, dass er von deutschen Agenten vergiftet worden war. Trotz unserer aufgesprungenen Lippen und wunden Kehlen eilten wir weiter.

Auf einmal sahen wir aus dem Kamin eines Hauses am Straßenrand eine kleine blaue Rauchwolke aufsteigen. Alle anderen Häuser an den Straßen hatten leergestanden, aber hier war ein Lebenszeichen. Mein Vater lief schnell in das Haus und kam mit einem riesigen Kessel zurück, aber er hatte einen eigenartigen Ausdruck auf dem Gesicht. Mit zitternder Stimme erzählte er uns, was er vorgefunden hatte, und eine ganze Weile konnten wir uns nicht überwinden, das kostbare Wasser anzurühren... Er hatte den Kessel auf einem Herd stehen sehen, in dem ein Feuer brannte. In der Nähe lag ein Mann mit dem Gesicht zur Wand auf einem Bett. Er schien friedlich zu schlafen, deshalb sprach ihn mein Vater mehrere Male laut an. Aber es kam keine Antwort. Daraufhin ging er zu dem schlafenden Bauern hin und sah, dass er tot war. Das Bett war voller Blut. Die Fensterscheiben komplett zerschossen.

Der Kessel, den wir von dem ermordeten Bauern »geerbt« hatten, wurde auf der langen Straße nach Warschau unser treuer Begleiter. Als wir uns der Hauptstadt näherten, begegneten wir den ersten deutschen Kriegsgefangenen, angeführt von polnischen Soldaten. Diesen Anblick fanden wir ermutigend. Allerdings machten die Deutschen gar keinen besonders niedergeschlagenen Eindruck. Sie trugen propere Uniformen – und grinsten unverschämt. Sie wussten, dass sie nicht sehr lange Gefangene bleiben würden.

Unser erstes warmes Essen bekamen wir in Okęcie, einem Vorort von Warschau. In einem verlassenem Gebäude teilten ein paar Soldaten ihre Kartoffelsuppe mit uns. Nach vier Tagen und Nächten, in denen wir fast ununterbrochen auf den Beinen gewesen waren, fiel uns zum ersten Mal auf, wie müde wir waren. Aber wir mussten weiter. Wir durften keine Zeit verlieren, denn als wir Okęcie verließen, sahen wir Männer und Frauen, die aus leeren Straßenbahnwagen und aus den Straßen gerissenen Pflastersteinen Barrikaden errichteten, um für die Belagerung der Hauptstadt gerüstet zu sein.

In Warschau standen Frauen in den Türen ihrer Häuser und reichten den Flüchtlingen, die in endlosen Schlangen in die Hauptstadt strömten, Tee und Brot. Während Zehntausende aus der Provinz nach Warschau hereinkamen, in der Hoffnung, dort Unterschlupf zu finden, flohen Tausende alteingesessene Stadtbewohner aufs Land.

Verwandte im Herzen von Warschaus Judenviertel bereiteten uns einen warmherzigen Empfang. Aber die ständigen Luftangriffe trieben uns die meiste Zeit, die wir bei ihnen verbrachten, in den Keller. Um den 12. September herum begannen die Deutschen, das Stadtzentrum zu zerstören. Wieder einmal mussten wir weiterziehen, dieses Mal, um besseren Schutz vor den Bomben zu finden.

Die folgenden Tage bescherten unserem Volk Hunger, Tod und Panik. Wir konnten weder essen noch schlafen. Zu Anfang hatten wir es in unserer neuen Bleibe in der Zielna-Straße richtig bequem. Die Besitzer waren aus der Stadt geflohen und hatten uns eine saubere Wohnung zur Nutzung überlassen. Es war sogar ein Dienstmädchen da, das uns heißen Tee servierte, und zum ersten Mal seit unserer Flucht aus Lodz nahmen wir an einem Tisch mit weißer Tischdecke eine richtige Mahlzeit zu uns. Sie bestand aus Heringen, Tomaten, Butter und Weißbrot. Für dieses Brot musste sich mein Vater stundenlang vor einer Bäckerei anstellen. Während er dort wartete, kamen plötzlich mehrere deutsche Flugzeuge herabgestoßen und schossen mit Maschinengewehren auf die Menschen. Schlagartig zerstreute sich die Schlange vor der Bäckerei, nur ein Mann blieb noch stehen. Mein Vater kümmerte sich nicht um den Beschuss und

stellte sich hinter ihn. Im nächsten Augenblick wurde der Mann von einer Kugel in den Kopf getroffen. Der Eingang zur Bäckerei war jetzt frei, und mein Vater tätigte seinen Einkauf.

Nach dem Abendessen hörten wir eine Radiosendung, in der ein amerikanischer Reporter seinen amerikanischen Hörern die deutschen Methoden der Kriegsführung erläuterte. »Ich stand auf einem Acker und sah von Weitem eine Frau, die Kartoffeln ausgrub. Sie hatte ein kleines Kind bei sich. Auf einmal stürzte ein deutsches Flugzeug herab und feuerte auf die unbewaffnete Frau, die sofort zu Boden sank. Das Kind wurde nicht getroffen. Es beugte sich über seine Mutter und weinte herzerreißend. So wurde den vielen polnischen Kriegswaisen eine neue hinzugefügt. Präsident Roosevelt!«, rief der Reporter mit tiefer Stimme aus, »ich flehe Sie an, helfen Sie diesen Müttern, die für ihre Kinder Kartoffeln ausgraben. Helfen Sie diesen Kindern, deren Mütter auf friedlichen Äckern hingestreckt werden. Helfen Sie Polen in der Stunde der Not!« Aber es kam keine Hilfe...

Unser Haus in der Zielna-Straße Nummer 31 stand neben dem Telefonamt, das während der gesamten Belagerung Ziel des deutschen Beschusses war. Obwohl es von vielen Granaten getroffen wurde, wurde das hoch aufragende und solide Gebäude nur leicht beschädigt, und die Fräuleins vom Amt blieben auf ihren Posten. Viele Häuser in der Umgebung wurden zerstört, und wieder mussten wir die Nächte im Keller verbringen. Dann ging eine der Bomben im Wohnzimmer unserer Wohnung hoch, und wir waren gezwungen, in die überfüllte Wohnung unserer Verwandten zurückzukehren.

Allmählich gingen die Lebensmittelvorräte der Stadt zur Neige. Hin und wieder, je nachdem, welche Konservenfabrik von den deutschen Bomben getroffen worden war, wurde unterschiedliche Dosenahrung zum Verkauf angeboten. An manchen Tagen waren in den Geschäften nur Sardinen oder saure Gurken zu haben.

Unser Hunger nach Neuigkeiten war ebenso groß wie unser Hunger nach Essen. Die einzige Zeitung, die noch erschien, war der *Arbeiter*, das Sprachrohr der Polnischen Sozialistischen Partei, der in

Sonderausgaben herauskam. Wir bewunderten den Heldenmut der Redakteure und Drucker, die unter den schwierigsten Bedingungen dafür sorgten, dass die Bevölkerung über die Geschehnisse auf dem Laufenden blieb. Durch sie erfuhren wir zum Beispiel, dass die britische Flotte in Gdynia vor Anker gegangen war. Sehr oft munterten uns die Nachrichten im *Arbeiter* auf, aber voreilige oder irrtümlich optimistische Berichte vergrößerten unsere Enttäuschung später nur.

Um den 20. September war das Radio verstummt und das Wasserversorgungssystem funktionierte nicht mehr. Wir fühlten uns allmählich, als wären wir auf einer einsamen Insel gestrandet. Nie werde ich den 23. September vergessen, den Versöhnungstag³⁶ 1939. Die Deutschen suchten sich bewusst diesen heiligen jüdischen Feiertag für eine intensive Bombardierung des jüdischen Bezirks aus. Während dieses Bombenangriffs ereignete sich ein seltsames Wetterphänomen: Mitten an einem klaren, sonnigen Tag fiel starker Schnee vermischt mit Hagel. Für kurze Zeit wurde der Beschuss ausgesetzt, und die Juden deuteten den Schnee als einen besonderen Akt göttlichen Eingreifens – selbst die Ältesten unter ihnen konnten sich an keinen ähnlichen Vorfall erinnern. Aber später am Tag machte der Feind die verlorene Zeit durch verstärkte Heftigkeit wieder wett.

Trotz der Gefahr gingen mein Vater und ein paar andere Männer, die in unserem Haus wohnten, in die benachbarte Synagoge. Nach nur wenigen Minuten kam einer von ihnen mit dem Tallit (Gebetschal) auf dem Kopf und dem Gebetbuch in der Hand zurückgelaufen. Er war so aufgewühlt, dass er eine ganze Zeit kein Wort herausbrachte. Eine Bombe war auf die Synagoge gefallen und hatte viele von den Gläubigen getötet. Dann kehrte, zu unserer großen Freude, mein Vater unversehrt zurück. Kreidebleich und mit seinem unter den Arm geknüllten Tallit berichtete er uns, dass viele von denen, die einen Augenblick zuvor noch neben ihm gebetet hatten, während des Gottesdienstes den Tod fanden.

In dieser Nacht gingen Hunderte Gebäude in der ganzen Stadt in Flammen auf. Tausende Menschen wurden unter den Trümmern lebendig begraben. Aber auch zehn Stunden mörderischer Bombar-

dierung konnten Warschau Widerstand nicht brechen. Unser Volk kämpfte mit gesteigerter Unnachgiebigkeit. Selbst nachdem die Regierung geflohen war und Marschall Rydz-Smigly³⁷ seine Truppen im Stich gelassen hatte, halfen Männer und Frauen, junge wie alte, bei der Verteidigung der Hauptstadt mit. Wer keine Waffe hatte, grub Schützengräben aus; junge Mädchen richteten in den Hauseingängen Erste-Hilfe-Stationen ein; Juden und Christen standen Schulter an Schulter und kämpften für ihr Heimatland.

Am letzten Abend der Belagerung saßen wir zusammengekauert in einer Ecke des Restaurants unterhalb unseres Hauses. Ein paar ältere Juden stimmten mit tränenerstickten Stimmen Psalmen an. Meine Mutter hatte uns alle in dicke Decken gewickelt, um uns vor den winzigen Splittern zu schützen, die durch die Luft flogen. Als sie selbst kurz einmal den Kopf nach draußen streckte, wurde sie von einem Granatsplitter an der Stirn getroffen. Ihr Gesicht war blutüberströmt, aber die Wunde entpuppte sich dann doch nur als kleiner Kratzer. Wir sahen ein, dass unsere Behausung eine Feuerfalle war, deshalb machten wir uns auf den Weg in die Kozla-Straße, um bei unseren Verwandten eine sicherere Unterkunft zu finden. Auf dem Weg stolperten wir immer wieder über die verstümmelten Leichen von Soldaten und Zivilisten. Wir fanden nur noch das Gerippe eines Hauses vor, das sich über einem riesigen Keller erhob. Dieser war vollgepackt mit Menschen, die auf dem Betonfußboden lagen. Irgendwie schufen sie noch Platz für uns. Neben mir lag ein kleiner Junge, der sich vor Schmerzen krümmte. Als seine Mutter den Verband auf seiner Wunde wechselte, konnte man sehen, dass noch immer ein Granatsplitter in seinem Fleisch steckte und bereits Wundbrand eingesetzt hatte. Ein Stück weiter lag eine Frau, der eine Bombe den Fuß abgerissen hatte. Diese Menschen konnten keine medizinische Hilfe erwarten. Der Gestank war unerträglich. Die Ecken waren voll von Kindern, die herzzerreißend jammerten. Die Erwachsenen saßen oder lagen mit versteinerten Gesichtern und ausdruckslosem Blick einfach nur reglos da. Stunden vergingen. Als der Tag anbrach, war ich erstaunt über die jähe Stille. In meinen Ohren, die an das Getöse

unablässiger Explosionen gewöhnt waren, fing es an zu brummen. Es war die unheilvolle Stille, die einer großen Katastrophe vorausgeht, aber ich konnte mir nichts Schlimmeres vorstellen als das, was wir bereits durchgemacht hatten. Da kam plötzlich jemand mit der Nachricht in den Keller gelaufen, dass Warschau kapituliert habe. Niemand rührte sich, doch ich bemerkte Tränen in den Augen der Erwachsenen. Auch ich spürte, wie sie mir die Kehle zuschnürten, aber meine Augen blieben trocken. Dann waren also alle unsere Opfer umsonst gewesen. Siebenundzwanzig Tage nach Ausbruch des Krieges war Warschau, das länger durchgehalten hatte als alle anderen Städte in Polen, gezwungen, sich zu ergeben.

Als wir aus dem Keller kamen, sahen wir in der klaren Septembersonne unsere zerstörte Stadt. Aufräumtrupps waren damit beschäftigt, Opfer aus den Trümmern zu bergen. Wer noch ein Lebenszeichen von sich gab, wurde auf eine Trage gelegt und zur nächsten Erste-Hilfe-Station gebracht. Die Toten wurden auf Karren gestapelt und auf der nächstgelegenen freien Fläche begraben – im Hof eines zerstörten Hauses oder auf einem angrenzenden Platz. Soldaten begrub man in öffentlichen Parks, und über ihren Gräbern stellte man kleine Holzkreuze auf.

Wir kehrten in unsere Straße zurück. Auf dem Asphalt lagen die Kadaver gestürzter Pferde, aus denen sich Leute Fleischstücke schnitten. Einige der Pferde zuckten noch, doch das bemerkten die hungrigen armen Teufel gar nicht. Sie zerlegten die Tiere bei lebendigem Leib. Abgesehen von zerbrochenen Fensterscheiben fanden wir die Wohnung in der Nalewki, wo wir zuletzt gewohnt hatten, unversehrt vor. Aber es gab nichts zu essen. Der Hauswart lud uns ein, mit ihm sein Abendessen aus Reis und Ente zu teilen. Später erfuhr ich, dass diese »Ente«, die unser Hauswart gefangen hatte, der letzte Schwan auf dem Teich im Krasinski-Park gewesen war. Trotz der Tatsache, dass das Wasser dort von verfaulenden Menschenleichen verseucht war, ist uns dieses eigentümliche Mahl nicht schlecht bekommen.

Einige der polnischen Soldaten zogen sich hastig Zivilkleidung an. Es kursierten Gerüchte, dass andere über die Grenze nach Ru-

mänien und Ungarn entkommen waren. Wir wussten, dass einer der Brüder meiner Mutter beim 56. Regiment war, das vollständig aufgerieben worden war. Von ihrem anderen Bruder hatten wir gar keine Nachricht.

An diesem Nachmittag lud uns eine Cousine, die in der Sienna-Straße wohnte, ein, zu ihr in ihre große Wohnung zu ziehen, in der sie einen reichhaltigen Essensvorrat angelegt hatte. Also machten wir uns wieder einmal auf den Weg. Es war eine albtraumhafte Wanderung. Auf allen Plätzen wurden Massengräber ausgehoben. Warschau sah aus wie ein riesiger Friedhof.

LODZ, 15. OKTOBER 1939

Wir sind wieder in Lodz. Unseren Laden und unsere Wohnung fanden wir vollständig geplündert vor. Die Diebe hatten die größeren Bilder aus ihren Rahmen geschnitten. Mein Vater ist ganz unglücklich über den Verlust des Poussins und des Delacroix,³⁸ die er nur ein paar Wochen vor Ausbruch des Krieges für viel Geld in Paris gekauft hatte. Wir sind zwar erst zwei Tage hier in Lodz, aber wir wissen jetzt, dass es ein Fehler war, zurückzukommen. Die Nazis sind dabei, ihre Terrorakte gegen die einheimische Bevölkerung zu verstärken, vor allem gegen die Juden. Letzte Woche haben sie die große Synagoge in Brand gesetzt, den Stolz der Gemeinde von Lodz. Sie verboten den Juden, die heiligen Bücher herauszuholen, und der »Schames« (Synagogendiener), der die heiligen Reliquien retten wollte, wurde im Tempel eingeschlossen und starb in den Flammen. Meine Mutter kann es sich nicht verzeihen, dass sie meinen Vater dazu überredet hat, wieder mit uns hierherzukommen.

LODZ, 1. NOVEMBER 1939

Wir planen, nach Warschau zurückzukehren. Mein Vater ist schon dort. Er war zur Flucht gezwungen, weil einer unserer deutschen Nachbarn³⁹ die Gestapo darüber informiert hat, dass er einige patriotische Bilder des großen polnischen Malers Matejko⁴⁰ beiseitegeschafft hatte. Dieser Nachbar hat uns früher oft besucht und sich mehr als

einmal von meinem Vater Geld geliehen. Als die Gestapo kam, um nach den Bildern zu suchen, war der niederträchtige Informant dabei. Glücklicherweise gelang es meinem Vater, sich für die achtzig Kilometer nach Warschau von einem Arier ein Privatauto zu leihen. Diese kurze Fahrt kostete ihn ein Vermögen.

LODZ, 3. NOVEMBER 1939

Beinahe jeden Tag wird unsere Wohnung von deutschen Soldaten heimgesucht, die uns, unter unterschiedlichen Vorwänden, unseren Besitz rauben. Ich komme mir vor, als wäre ich im Gefängnis. Und es ist auch kein Trost, aus dem Fenster zu schauen, denn wenn ich hinter dem Vorhang hinausspähe, werde ich Zeuge schlimmer Vorfälle wie dem, den ich gestern mit ansah.

Ein Mann mit deutlich semitischen Gesichtszügen stand friedlich auf dem Gehweg. Ein uniformierter Deutscher kam auf ihn zu und erteilte ihm anscheinend einen unsinnigen Befehl, denn ich konnte sehen, dass der arme Kerl sich mit verlegener Miene bemühte, etwas zu erklären. Dann tauchten noch ein paar weitere uniformierte Deutsche auf und fingen an, ihr Opfer mit Gummiknüppeln zu verprügeln. Sie riefen ein Taxi und versuchten ihn hineinzuschieben, aber er wehrte sich energisch. Da banden ihm die Deutschen mit einem Seil die Beine zusammen, befestigten das Seilende hinten am Taxi und befahlen dem Fahrer zu starten. Der unglückselige Mann schlug mit dem Gesicht auf die spitzen Steine des Asphalts und färbte sie rot mit seinem Blut. Dann verschwand das Taxi die Straße hinunter.

LODZ, 12. NOVEMBER 1939

Percy, der jüngere Bruder meiner Mutter, ist aus der Nazi-Gefangenschaft zurückgekehrt. Nur durch ein Wunder wurde er vor dem Tode bewahrt. Als er auf dem Schlachtfeld die Nazis näherrücken sah und begriff, dass sich seine Einheit ergeben hatte, beschloss er, Selbstmord zu begehen. Da er zu einer medizinischen Abteilung gehörte, hatte er allerlei Arzneimittel bei sich. Er schluckte dreißig Kapseln Veronal und schlief ein. So lag er auf dem offenen Feld, als es plötzlich in

Strömen zu regnen anfang. Das weckte ihn auf. »Ich weiß nicht, wie es passiert ist«, erzählte er uns, »aber mit einem Mal begann ich zu erbrechen und spuckte fast das ganze Gift wieder aus.« Er war zu schwach, um sich fortzubewegen, und es dauerte nicht lange, bis die Deutschen ihn aufgriffen und in ein Gefangenenlager steckten. Am nächsten Tag gelang es ihm, mit einem Kameraden durch den Stacheldrahtzaun zu entkommen, und nachdem er eine Woche lang durch den sogenannten Kampinowska-Wald geirrt war, schaffte er es bis nach Lodz.

LODZ, 23. NOVEMBER 1939

Heute hat Onkel Percy heimlich Hochzeit gefeiert. Die Gestapo hat Juden offiziell das Heiraten untersagt, aber ihrem Befehl zum Trotz steigt die Zahl der jüdischen Eheschließungen. Selbstverständlich werden alle Trauscheine vordatiert. Wegen der Gefahr, in der wir schweben, wollen alle verlobten Paare zusammen sein. Zudem fragt sich ohnehin jeder, wie lange ihn die Nazis noch am Leben lassen werden.

Um an der Hochzeit teilzunehmen, schlichen wir uns einer nach dem anderen wie Schatten die paar Blocks hinunter, die uns vom Ort der Zeremonie trennten. Jemand stand an der Tür Wache, damit wir, falls die Nazis kämen, durch den anderen Ausgang hätten fliehen können. Der Rabbi zitterte, als er die Segensformel sprach. Beim leisesten Geräusch von der Treppe her waren wir alle in Windeseile an der Tür. Die allgemeine Stimmung war von Angst und Sorge durchdrungen. Wir weinten alle, und nach der Zeremonie entfernten wir uns verstohlen, wieder einer nach dem anderen.

Es kommen immer mehr Gerüchte in Umlauf, die besagen, dass Lodz von Deutschland einverleibt wird und dass die jüdische Bevölkerung in Ghettos gesperrt wird.⁴¹ Juden werden massenweise verschleppt und in verschiedene Arbeitslager gesteckt. Die Eltern der Frau meines Onkels wurden irgendwo in die Gegend von Lublin geschickt. Eines Morgens wurden sie auf dem Weg zur Arbeit von Nazi-Truppen aufgegriffen, in einen Lastwagen geworfen und zum

Bahnhof gebracht. Später erfuhren wir von jemandem, der aus ihrer Gruppe entkommen konnte, dass sie tagelang ohne Essen in versiegelten Waggons unterwegs waren. Erschöpft und ausgehungert wurden sie auf offener Strecke herausgelassen und in das kleine Städtchen Zaklikow geführt, wo sie mit mehreren Tausend weiterer Juden zusammenkamen, die aus anderen polnischen Städten dorthin gebracht worden waren. Auch Polen wurden aus Lodz abtransportiert, überwiegend Intellektuelle, allerdings nicht unter so entsetzlichen Bedingungen wie die Juden.

LODZ, 1. DEZEMBER 1939

Mein Vater befindet sich in Bialystok, im russisch-besetzten Polen. Wir atmeten erleichtert auf, als wir das erfuhren. Dort werden Juden zumindest noch wie alle anderen auch behandelt und haben eine Chance zu überleben.

Wir bekommen immer noch ständig von unseren deutschen »Nachbarn« Besuch, Bahnarbeitern, die nebenan wohnen. Jedes Mal, wenn sie kommen, wollen sie etwas haben, aber es sind eher Befehle als Bitten. Letzte Woche zum Beispiel fragten sie nach Kopfkissen und taten so, als hätten sie nichts, worauf sie schlafen könnten. Vor ein paar Tagen hatten wir Besuch von einigen hochrangigen deutschen Offizieren, die Gemälde kaufen wollten. Meine Mutter sagte ihnen, dass wir ausgeraubt worden seien und keine zu verkaufen hätten. Sie blieben beharrlich und fingen an, die ganze Wohnung zu durchwühlen. Sie fanden ein kleines Bild und boten uns einen Spottpreis dafür. Wir mussten das Geld nehmen, um sie loszuwerden.

Noch unangenehmer war ein Besuch von zwei betrunkenen Gestapo-Leuten. Sie verlangten Sachen, die wir nicht besaßen. Unsere Erklärungen reichten ihnen nicht. Am Ende holte meine Mutter die Papiere hervor, die sie als Amerikanerin ausweisen. Da zog einer der Trunkenbolde seinen Revolver und schrie: »Schwören Sie bei Hitlers Gesundheit, dass Sie amerikanische Staatsbürgerin sind, sonst erschieße ich Sie auf der Stelle!« Aber Juden ist es verboten, den geheiligten Namen des Führers auszusprechen. Meine Mutter fragte, ob

in ihrem Fall eine Ausnahme gemacht werden könne. Der Nazi lächelte und steckte seinen Revolver wieder in sein Halfter. Nach einer erfolglosen Suche nach den Dingen, die er und sein Freund haben wollten, gingen sie wieder. Dabei schlugen sie die Hacken gegeneinander und salutierten vor der amerikanischen Flagge, die im Flur hing.

LODZ, 15. DEZEMBER 1939

Die Nazis haben die Juden aus der Piotrkowska-Straße verbannt. Früher war sie die Hauptverkehrsader von Lodz, verlief durch die ganze Stadt und teilte sie in zwei gleich große Teile. Keinem Juden ist es mehr erlaubt, in dieser Straße zu wohnen, nicht einmal, sie zu überqueren. Dieser neue deutsche Erlass hat viele Juden in große Bedrängnis gebracht. Aber die Deutschen schlagen Profit daraus. Für fünf Zloty das Stück stellen sie Sondergenehmigungen aus, mit denen die Juden über die Piotrkowska-Straße gehen dürfen.

LODZ, 18. DEZEMBER 1939

Die Deutschen haben unseren Laden und unsere Wohnung beschlagnahmt. Wir wohnen jetzt bei unseren Verwandten auf der Narutowicz-Straße, in der Nähe der Oberschule, auf die ich gehe. Diese Schule wird noch betrieben, wenn auch nur noch sehr wenige Schüler zum Unterricht kommen, weil sie Angst haben, ihre Häuser zu verlassen. Die Grausamkeiten der Deutschen werden mit jedem Tag schlimmer. Sie haben angefangen, Jungen und Mädchen zu verschleppen, um sie für ihre schaurigen »Belustigungen« zu gebrauchen. Sie versammeln fünf bis zehn Paare in einem Raum, befehlen ihnen, sich zu entkleiden, und lassen sie zur Begleitmusik von einer Schallplatte tanzen. Zwei meiner Mitschülerinnen haben das sogar bei sich zu Hause erlebt. Mehrere Nazis kamen in ihre Wohnung, und nachdem sie alle Zimmer gründlich durchsucht hatten, zwangen sie die beiden Mädchen ins Wohnzimmer, in dem ein Klavier stand. Als ihre Eltern versuchten, mit ihnen zu kommen, schlugen die Nazis ihnen mit ihren Knüppeln auf den Kopf. Dann schlossen die Nazis die Wohn-

zimmertür ab und befahlen den Mädchen, sich auszuziehen. Die Ältere musste einen Wiener Walzer spielen und die Jüngere dazu tanzen. Die Klaviermusik vermischte sich mit den Rufen der Eltern im Nachbarzimmer. Als das jüngere Mädchen mitten im Tanz ohnmächtig wurde, rief ihre Schwester am Fenster um Hilfe. Das war den Nazis zu viel, und sie verschwanden. Meine Mitschülerinnen haben mir die blauen Flecke auf ihren Körpern gezeigt, die von den Kämpfen mit ihren Peinigern stammten.

WARSCHAU, 27. DEZEMBER 1939

Letzte Woche bekamen wir einen Brief vom amerikanischen Konsulat, in dem meine Mutter nach Warschau bestellt wurde. Der Postbote, der uns diesen Brief brachte, konnte es sich nicht verkneifen, seinen Neid darüber zu äußern, dass wir Verbindungen nach Amerika haben. Ich reiste schon vor meiner Mutter nach Warschau ab, dank eines nichtjüdischen Bekannten, der mit einer Freundin meiner Mutter verheiratet ist. Er nahm mich mit und gab mich unter Einsatz seines Lebens als seine Tochter aus. Zurzeit wohne ich bei ihm. An Weihnachten holte er auch meine Schwester aus Lodz hierher. Wir verbringen die meiste Zeit zu Hause und wagen uns nur nach Einbruch der Dunkelheit nach draußen, wo wir vor der amerikanischen Botschaft ein bisschen spazieren gehen. Irgendwie fühlen wir uns in ihrem Schatten sicherer.⁴²

WARSCHAU, 5. JANUAR 1940

Meine Mutter stieß erst nach Neujahr zu uns. Sie berichtete uns, dass sie von Vater gehört hatte. Er kommt in Russland sehr gut zurecht und hat Arbeit als Kurator eines Museums in der Ukraine gefunden. Er möchte, dass wir sofort nachkommen, aber das kommt nicht infrage.⁴³ Wir bewohnen jetzt zwei kleine Zimmer in der Sienna-Straße Nummer 41⁴⁴, wo auch noch eine Verwandte von uns wohnt. Weil dieser Wohnblock irgendwelchen polnischen Bankbeamten gehört, haben die Deutschen ihm genug Heizstoff zugeteilt. So sind wir vor der schlimmen Kälte geschützt.

10. JANUAR 1940

Die Nazi-gelenkte Presse hat inoffizielle Berichte veröffentlicht, nach denen für die Warschauer Juden ein Ghetto geplant ist. Diese Nachricht hat große Bitterkeit aufkommen lassen unter unserem Volk, das bereits angewiesen wurde, weiße Armbinden mit dem Davidstern zu tragen. Momentan tragen diejenigen, die nicht auffallend semitisch aussehen, diese Armbinden noch nicht. Im Allgemeinen vermeiden es aber alle Juden, sich auf der Straße blicken zu lassen wegen der häufigen Angriffe durch polnische Rowdys, die jeden jüdischen Passanten verprügeln und ausrauben. Auch einige Polen, die nicht mit nordischen Gesichtszügen gesegnet sind, sind schon von diesen Strolchen angepöbelt worden. Seit einigen Tagen ist eine Polin mittleren Alters, eingehüllt in ein langes schwarzes Umhängetuch und mit einem Stock in der Hand, der Schrecken der Marszalkowska-Straße. Sie lässt keinen einzigen Juden vorbei, ohne ihn zu schlagen, Angriffe auf Frauen und Kinder sind ihre Spezialität. Die Deutschen schauen zu und lachen. Bisher hat noch kein Pole dagegen protestiert. Im



Juden mit Armbinden gehen über eine überfüllte Straße
im Warschauer Ghetto

Gegenteil, wenn einmal ein Jude durch eine nichtjüdische Gegend kommt, machen die Anwohner die Deutschen mit den Worten »Oh, Jude!« auf ihn aufmerksam.

Die gleichen polnischen Rowdys haben auch die Nazis zu den Wohnungen wohlhabender Juden geführt und am helllichten Tag bei Plünderungen mitgemacht. Proteste haben nichts genützt – das Gesetz schützt keine Juden.

2. MÄRZ 1940

Wie es aussieht, ist die Lage in Lodz noch schlimmer als hier. Eine Mitschülerin von mir, Edzia Piaskowska, die Tochter eines bekannten Fabrikanten, die gestern nach Warschau kam, hat uns haarsträubende Geschichten über die dortigen Zustände erzählt. Das Ghetto wurde offiziell eingerichtet, und Edzias Familie ist es gelungen, im letzten Augenblick herauszukommen, indem sie die Gestapo mit guten amerikanischen Dollars bestach. Die Überführung der Lodzer Juden in das Ghetto artete in ein Blutbad aus. Die Deutschen hatten sie angewiesen, sich zu einer festgesetzten Stunde zu versammeln, mit nur fünfzig Pfund Gepäck pro Person. Zur gleichen Zeit führten die Nazis ausgiebige Haussuchungen durch. Dabei zerrten sie die Kranken aus ihren Betten und die Gesunden aus ihren Verstecken, verprügelten, beraubten und töteten sie. Das Viertel von Lodz, in dem sie das Ghetto errichtet haben, ist eine der ärmsten und ältesten Gegenden der Stadt.⁴⁵ Es besteht hauptsächlich aus kleinen Holzhäusern ohne Strom und sanitäre Anlagen, die früher von armen Webern bewohnt wurden. Nur ein paar Zehntausend Menschen haben dort Platz. Die Deutschen haben dreihunderttausend Juden hineingezwängt.

Den wohlhabenden Juden gelang die Flucht aus dem Lodzer Ghetto mit unterschiedlichen Mitteln. Einige bestachen die Gestapo, wie die Familie meiner Freundin. Andere schmuggelten sich in Särgen nach draußen. Der jüdische Friedhof befindet sich außerhalb des Ghettos, und bisher kann man noch Tote dorthin bringen. Einige Leute ließen sich in Särgen mit den üblichen Begräbnisriten abtrans-

portieren. Bevor sie am Friedhof angekommen waren, stiegen sie aus ihren Särgen und flüchteten nach Warschau. In einem Fall stand der in den Sarg gesperrte Mann nicht wieder auf. Auf dem kurzen, gespenstischen Weg hatte sein Herz versagt.

10. MÄRZ 1940

Heute war ich Zeugin eines Angriffs auf eine schon ältere Jüdin durch polnische Rowdys, die mit Messern auf sie einstachen. Solche Vorfälle häufen sich, und von allen Seiten hört man die Schreie hilfloser Juden. Es ist unfassbar, dass diese Polen ihr eigenes schlimmes Schicksal so einfach vergessen und Menschen schikanieren, die noch schwächer sind als sie.

5. APRIL 1940

Der Frühling ist wunderschön, aber wir wagen es nicht, auf die Straße rauszugehen. Überall werden Menschen, auch Frauen und Kinder, von den Deutschen aufgegriffen und zur Zwangsarbeit weggebracht. Aber es ist weniger die Arbeit, die uns Angst macht, als vielmehr die Quälerei, der diese Opfer ausgesetzt werden. Besser gekleidete jüdische Frauen werden gezwungen, die Hauptquartiere der Nazis zu schrubbten. Sie werden angewiesen, ihre Unterwäsche ausziehen und sie als Putzlappen für die Fußböden und Fenster zu benutzen. Es versteht sich von selbst, dass die Peiniger häufig die Gelegenheit nutzen, um ein bisschen Spaß zu haben.

Ein interessanter Vorfall ereignete sich mit einer Jüdin, die amerikanische Staatsbürgerin ist. Normalerweise achten die Nazis darauf, Ausländer zu verschonen, besonders Amerikaner, aber dieses Mal übergangen sie die Proteste der Frau und zwangen sie, mit ihrem teuren Pelzmantel die Böden zu scheuern. Nach der Tortur beschwerte sich die Frau beim amerikanischen Konsul, der vom deutschen Generalgouverneur Frank Schadensersatz verlangte. Unverzüglich erhielt diese Jüdin, die das Glück hatte, amerikanische Staatsbürgerin zu sein, dreitausend Reichsmark.⁴⁶ Aber polnische Staatsbürger jüdischer Herkunft sind für ihren Schutz ganz auf sich

allein gestellt. Sobald die Deutschen mit ihren Menschenjagden anfangen, verständigen sich die jüdischen Passanten mit Zeichen, und innerhalb von wenigen Minuten sind die Straßen leer gefegt.

17. APRIL 1940

Gestern ist mein Vater aus Russland zurückgekehrt. Wir haben ihn kaum wiedererkannt. Er war unrasiert, mit einem Bauerngewand bekleidet und sah aus wie ein Zigeuner, der gerade aus einem wüsten Schlupfwinkel kommt. Er hatte sich über die sogenannte »grüne Grenze« geschmuggelt und war der Einzige aus einer Gruppe von dreißig, der es geschafft hat, durchzukommen. Die anderen wurden verhaftet, und ihr Schicksal ist ungewiss. Er kam zu Fuß in Warschau an, nachdem er nachts unterwegs gewesen war und sich tagsüber in den Wäldern versteckt hatte.

Zuerst konnten wir nicht verstehen, warum er in die deutsche Hölle zurückgekehrt war, zu einem Zeitpunkt, zu dem so viele Menschen alles gegeben hätten, was sie besitzen, um auf die sowjetische Seite zu kommen. In Galizien⁴⁷ hatten Bekannte meinem Vater gesagt, dass seine Familie nach Amerika abgereist sei, aber als er unseren Verwandten in Amerika telegrafierte, verneinten sie dies und gaben ihm unsere Warschauer Adresse. Außerstande, uns zu sich zu holen, beschloss er, zurückzukommen und unser bitteres Schicksal mit uns zu teilen.

Er erzählte uns interessante Einzelheiten über die sogenannte »russische Seite«. Die Russen behandeln die Zivilbevölkerung viel besser als die Deutschen. Zumindest gibt es keine religiöse Diskriminierung. Viele Juden sind aus dem deutsch-besetzten Gebiet nach Russland geflohen. Ein hoher Prozentsatz von ihnen ist sofort in die Rote Armee eingetreten, während andere in Kriegsfabriken Arbeit gefunden haben. Der Großteil hat die russische Staatsangehörigkeit angenommen. Wer sich dagegen wehrte, ob er nun Jude war oder Nichtjude, wurde nach Sibirien deportiert.⁴⁸ Die Versorgungslage ist schlecht, da die Essensrationen der Regierung unzureichend sind und kein Schwarzmarkt existiert.

Einige verbreiten Witze über die russische Armee. Die russischen Panzer, so sagen sie, hätten jeweils eine Besatzung von hundert Mann – was bedeute, ein Soldat säße drinnen, während die übrigen neunundneunzig das Gefährt schieben. Die russischen Soldaten sind gutmütig, können, wenn es um patriotische Angelegenheiten geht, aber auch grausam sein. Viele Frauen sind im aktiven Dienst, vor allem bei der Luftwaffe. Sie tragen die gleichen Uniformen wie die Männer und besitzen auch die gleichen Privilegien. Viele Offiziere haben ihre Frauen bei sich. Niemand würde darauf kommen, dass es sich bei den Frauen, die weite Bauernröcke und Kopftücher tragen, um hochintelligente Individuen handelt, von denen die meisten Universitätsabsolventinnen sind und wichtige Positionen innehaben.

Ein kurioser Vorfall ereignete sich in einem Theater in Lemberg. Die Frau eines russischen Offiziers erschien zu einer Abendveranstaltung im Nachthemd. Diese Russin hatte, wie alle ihre Landsmänninnen, keine Ahnung von der europäischen Art, sich zu kleiden. Selbst schlichte Tageskleider kommen ihnen schon wie Luxus vor. Elegante Seidenunterröcke sind in Russland unbekannt. Die bewusste Frau nun hielt ein langes rosafarbenes Nachthemd für ein Abendkleid und war tief gekränkt, als ihr Erscheinen mit lautem Gelächter begrüßt wurde.

Vielleicht bringen ja unsere Witze über die Russen unbewusst unsere Enttäuschung darüber zum Ausdruck, dass sich Russland nicht mit Hitler im Krieg befindet. Die meisten Einwohner von Warschau sind sich sicher, ohne zu wissen warum, dass es früher oder später zum Krieg zwischen Hitler und Russland kommen wird. Dieser Gedanke hilft uns, unser Martyrium zu ertragen.

28. APRIL 1940

Es ist uns gelungen, in dem Haus, in dem wir nur Untermieter waren, eine eigene Wohnung zu bekommen. Meine Mutter hat ihre Visitenkarte mit dem Aufdruck »Amerikanische Staatsbürgerin« an die Tür geheftet. Dieser Aufdruck ist ein wunderbarer Talisman

gegen die deutschen Banditen, die ungeniert in alle jüdischen Wohnungen eindringen. Sobald eine deutsche Uniform an der Tür zu unserem Haus auftaucht, kommen unsere Nachbarn und flehen uns an, sie hereinzulassen, damit auch sie von unserem wundersamen Türschild profitieren können. Unsere zwei kleinen Zimmer sind zum Bersten voll – denn wie könnten wir jemanden abweisen? Alle Nachbarn zittern vor Angst und blicken mit einem stillen Gebet auf den Lippen auf die beiden kleinen amerikanischen Flaggen an der Wand.

Juden im Besitz von Ausweispapieren eines neutralen Landes sind nicht gezwungen, Armbinden zu tragen oder Zwangsarbeit zu leisten. Kein Wunder, dass sich viele Juden um solche Dokumente bemühen. Aber nicht alle haben die Mittel, sie zu kaufen, oder den Mut, sie zu benutzen. Zwei von meinen Freunden haben sich Papiere beschafft, die sie als Bürger einer südamerikanischen Republik ausweisen.⁴⁹ Dank ihnen können sie sich frei in der Stadt bewegen. Sie sind couragiert zum Gestapo-Hauptquartier im Brühlschen Palais marschiert, um sich die Papiere mit einem Hakenkreuz besiegeln zu lassen, und die deutschen Experten haben nicht gemerkt, dass sie gefälscht waren. Sie können jetzt sogar aufs Land fahren und sich Lebensmittel kaufen. Mit solchen Dokumenten haben sie mindestens eine neunzigprozentige Überlebenschance. Bei den übrigen Juden liegt die Chance bestenfalls bei zehn Prozent.

20. MAI 1940

Verzweifelt verfolgen wir die Invasion der Nazis in Frankreich. Vor zwei Wochen wurde meine Mutter vom amerikanischen Konsulat in Berlin benachrichtigt, ihre Ausweis-papiere lägen zu einem bestimmten Termin für sie bereit. Alle ausländischen Konsulate in Warschau wurden geschlossen, und schon seit Wochen läuft meine Mutter von einem Amtsträger zum anderen und bemüht sich um die Erlaubnis für einen Besuch in der Hauptstadt des Dritten Reichs.⁵⁰